

dem Christentum keine neue Wahrheit in eine alte Welt kommt, sondern sich eine alte Wahrheit gegenüber einer neuen Welt behaupten muss.“

Daraus erwachsen Christentum und Kirchen, so Schelsky weist, die „Aufgabe, ihre ewige Wahrheit in veränderten, weltlich

autonom gewordenen Sozialstrukturen neu zu gründen“ und „eine neue soziale Gestaltung der Heilswahrheit zu finden“. Wir Christen stehen tatsächlich vor einer solchen Neugründungsaufgabe, vor einem gewaltigen Refounding-Prozess der Kirche.

Michael N. Ebertz

Das Ende der Überschaubarkeit

Perspektiven einer zukünftigen Sozialgestalt von Kirche

Damit die Kirche vor Ort bleiben kann, braucht sie neue Orte, deren Neuheit die Kategorien Überschaubarkeit, Dauer und religiöser Alleinvertretungsanspruch der nachtridentinischen Kirche überschreitet. In Zeiten der irreversiblen Unüberschaubarkeit und der religiösen Selbstbestimmung kann Pastoral nur an vielen differenzierten, vernetzten und konkurrenzfrei agierenden Orten gelingen.

Das Neue an den neuen Orten der Pastoral liegt nicht in ihrem kürzlichen Erscheinen, sondern in der Revolution gewohnter kirchlicher Kommunikations- und Machtstrukturen. Neue Orte der Pastoral wie etwa „Citypastoral“, Jugendkirchen oder Kolumbarien, aber auch viele Orte der klassischen Kategorial-Pastoral verzichten, worauf die katholische Kirche in ihrer neuzeitlichen Konstitutionsstruktur immer gebaut hatte: auf die Kategorien „Überschaubarkeit“, „Dauer“ und „religiöser Alleinvertretungsanspruch“. Umfassende religiöse Biografienmacht, lebenslange Gefolgschaft und exklusive Mitgliedschaft waren denn auch die charakteristischen Merkmale jener Sozialform von katholischer Kirche, die sich nach dem

Rainer Bucher (geb. 1956) ist Leiter des Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie der Universität Graz. Neuere Veröffentlichungen: *Priester des Volkes Gottes. Gefährdungen – Grundlagen – Perspektiven, Würzburg 2010; Räume des Aufatmens. Pastoralpsychologie im Risiko der Anerkennung, hg. mit Maria Elisabeth Aigner/Ingrid Hable/Hans-Walter Ruckebauer, Wien 2010; Theologie im Risiko der Gegenwart, Stuttgart 2010; Hilters Theologie, Würzburg 2008 (engl. 2011).*

Konzil von Trient herausgebildet und spätestens nach dem Ersten Vatikanum erfolgreich etabliert hatte.

Überschaubarkeit ist eine typisch neuzeitliche Disziplinierungskategorie. Alles zu sehen ist ein lange unerreichtes, aber immer erreichbares Ziel moderner Herrschaft. Bereits das Konzil von Trient (1546 bis 1563) ordnete die Pfarreseelsorge so, dass „Hirt und Herde“ (Pfarrer und Pfarrei) in ein überschaubares Zueinander gebracht“ wurden (*Petro Müller*, Eine kompakte Theologie der Gemeinde, Berlin 2007, 96). Der

Priester wurde schließlich zum „Milieumanager“ (*Olaf Blaschke*) des in der Moderne immer enger werdenden katholischen Herrschaftsbereichs und für dessen Kontrolle und Versorgung, für dessen „Bewachung und Überwachung“ verantwortlich.

Überschaubarkeit, jetzt endgültig ins Fürsorgliche gewendet, war noch eine zentrale Kategorie der bis vor Kurzem dominierenden Gemeintheologie. Diese entsteht nicht zuletzt, um mit verdichteten Sozialformen unterhalb der Pfarrebene den Unüberschaubarkeitsphänomenen der modernen Verstärkungsprozesse gegenzusteuern (vgl. *Rainer Bucher*, 1935 – 1970 – 2009. Ursprünge, Aufstieg und Scheitern der „Gemeintheologie“ als Basiskonzept pastoraler Organisation der katholischen Kirche, in: *Lucia Scherzberg* [Hg.], *Gemeinschaftskonzepte im 20. Jahrhundert zwischen Wissenschaft und Ideologie*, Münster 2010, 289ff.).

Gastfreundschaft, Anonymität und Spontaneität

Dauer aber und religiöser Alleinvertretungsanspruch waren Konsequenzen jenes schon altkirchlichen „Extra ecclesiam salus non est“, das es auf dem Konzil von Florenz zur offiziellen Anerkennung gebracht hatte und das später, in der Konkurrenz mit den Protestanten, der Aufklärung und dem Atheismus eher noch verstärkt wurde, mag man auch offiziell an der Lehre von den verborgenen Heilswegen Gottes festgehalten haben, freilich vornehmlich für jene, die „in unüberwindlicher Unkenntnis der wahren Religion“ verharrten. Dass, wie es dann in der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ heißen wird, „es in Wahrheit nur eine letzte Berufung des Menschen

gibt, die göttliche“ und daher „der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein“ (Nr. 22), das war wahrlich nicht das Strukturprinzip neuzeitlicher katholischer Kirchenbildung.

Der Leiter des Domforums in Köln brachte das Neue der neuen pastoralen Orte in einem citypastoralen Konzeptpapier aus dem Jahr 1999 denn auch sehr treffend auf die Trias „Gastfreundschaft, Anonymität und Spontaneität“ (*Karl Heinz Paulus*, Zur Konzeption des Domforums, Köln 1999, 1). Alle drei Kategorien stehen diametral zu den bisherigen pastoralen Prinzipien „Überschaubarkeit“, „Dauer“ und „religiöser Alleinvertretungsanspruch“. In der pastoralen Organisationskultur der nach-tridentinischen Kirche waren sie charakteristisch für die typisch moderne Koppelung von Sakramentalität und Macht, die gegenwärtig an ihr Ende kommt.

Transformation der kirchlichen Pastoralmacht

Wir leben auch religiös längst in Zeiten der irreversiblen Unüberschaubarkeit, in Zeiten der religiösen Selbstbestimmung, in denen Nähe eher mit Anonymität und Flüchtigkeit gekoppelt ist denn mit Dauer und ständiger Beobachtung, gar permanentem Sein unter dem Blick des anderen. Man muss nicht überblicken, worin man ist, um erkennbar, erreichbar und ansprechbar zu sein. Man darf vielleicht gar nicht die Position des zentralperspektivischen „Allesüberblickers“ einnehmen, um die Chance zu bekommen, angesprochen und gefragt zu werden.

Erkennbarkeit, Erreichbarkeit und Zugänglichkeit sind die notwendigen Kategorien einer Kirche, die, wie sehr zu Recht gefordert wird, vor Ort präsent bleibt, sich aussetzt und anbietet. Pastorale Kompetenzvermutung muss kommuniziert werden, erkenn- und erreichbar sein. Die Umstellung auf Gastfreundschaft, Spontaneität und (mögliche) Anonymität, und damit der Verzicht auf die Prinzipien Kontrolle und Dauer, ist nicht einfach und erfordert viel. Er charakterisiert aber das Neue an den neuen Orten der Pastoral und markiert den Vorschein einer zukünftigen Sozialform von katholischer Kirche.

An den neuen pastoralen Orten trennen sich kirchliches Innen und gesellschaftliches Außen nicht mehr sozialräumlich voneinander und sind nicht länger klar gegeneinander identifizierbar. Sie setzen sich vielmehr wechselseitig aus, muten sich wechselseitig zu, konfrontieren sich. An diesen Orten baut sich damit eine ziemlich neue Konstellation auf, die einerseits dem Pastoralbegriff des Zweiten Vatikanums entspricht, andererseits Kirchenbildungsprozesse tatsächlich radikal neu formatiert.

Innen und Außen werden an diesen Orten topologisch gesehen fließend, inhaltlich gesehen aber geraten sie ins Wagnis der ungeschützten Begegnung. Wo sich Innen und Außen nicht mehr über reale oder soziale Mauern segregieren, son-

dern sich wechselseitig ins Andere des Eigenen wagen, treten sie in einen unausweichlichen Kontrast. Sie treffen aufeinander und müssen sich aneinander selbst finden. Damit aber eröffnet sich etwas, was kirchliche Sozialformen, gerade katholische, über ihre interne Machtverfasstheit so weit als möglich ausgeschlossen hatten und bestenfalls im missionarischen Feld, mit dem solche Orte denn auch innerkirchlich primär adressiert werden, kannten: die Möglichkeit, erkennbar zu scheitern.

Wenn „Pastoral“ konziliar die kreative, handlungsbezogene Konfrontation von Evangelium und konkreter Existenz an einem konkreten Ort meint, inklusive übrigen des gesellschaftlich-politischen Wertebereichs, dann bedeutet die offene Situation der neuen pastoralen Orte immer wieder in die ungesicherten Zonen möglichen *Scheiterns* zu gehen, und das heißt dann aber eben auch in die ungesicherten Zonen des eigenen Glaubens. Die soziale Codierung der Lebensbedeutung des Evangeliums, wie sie in kirchlichen Rechts- und Lebensregeln niedergelegt und in kirchlichen Sozialräumen eingeübt und gepflegt wurde und wird, verblasst in Zeiten der Freisetzung zu religiöser Selbstbestimmung bis zur Unwirksamkeit.

Natürlich bleiben diese Regeln hilfreich und wichtig im Entdecken der Existenzbedeutsamkeit der Tradition, schließlich sind in ihnen die Erfahrungen unserer Mütter und Väter im Glauben aufgehoben. Diese Erfahrungen können und sollten auch auf dem Markt der freien Begegnung angeboten werden. Außerhalb der schützenden Hülle des kirchlichen Innenraums ist dies aber nicht mehr ohne Kontextsensibilität und situative Transformationsprozesse möglich. Denn diese Traditionen sind nun nicht mehr länger Bestandteil eines mehr oder weniger selbstverständlichen Innen, sondern stehen unter dem Zustimmungsvorbehalt des Einzelnen und, fast wichtiger noch, unter dem „Neuendeckungsgebot“ eines Außen, das keine christlichen Selbstverständlichkeiten mehr kennt und neben altbekanntem auch viele neue Lebensmuster und Existenzprobleme zu bewältigen hat.

Zumutungen der Menschen an die kirchlichen Orte

Nun besitzt die für die Entwicklung der modernen „Subjektivität“ als Diskursivierungstechnik (etwa in der Beichte) überaus folgenreiche kirchliche Pastoralmacht nach *Michel Foucault* drei grundlegende Eigenschaften: Sie ist individualisierend, insofern sie sich auf den Einzelnen bezieht, totalisierend, insofern sie sich auf alles an ihm bezieht, und sie ist ihrem Anspruch nach selbstlos, insofern sie in Hingabe an seine Rettung und sein Heil geschieht. Das Bild des Hirten steht für alle drei Komponenten.

Neue pastorale Orte wie die Citypastoral, wie weite Teile der Kategoriapastoral, aber auch etwa Wallfahrten (inklusive Or-

ten wie Taizé), bildungsorientierte und diakonische Orte sind nun dadurch gekennzeichnet, dass die früher vom einzelnen priesterlichen „Hirten“ geforderte Hingabefähigkeit und Selbstlosigkeit aus dessen individueller Standesehtik in die pastorale Ereignis- und Organisationsstruktur wandert. Dies dürfte das entscheidende Kriterium für die Neuheit neuer pastoraler Orte sein, denn diese Transformation der kirchlichen Pastoralmacht kommt einer Selbstüberschreitung ihrer tridentinischen Formation gleich.

Radikal verändert werden in diesem Prozess auch die beiden anderen Merkmale kirchlicher Pastoralmacht, „Individualisierung“ und „Totalität“. Sie gelten durchaus weiterhin: Grundsätzlich interessieren sich auch die neuen pastoralen Orte für jeden Einzelnen und jede Einzelne und grundsätzlich interessiert alles an ihr und an ihm. Aber diese beiden Merkmale verlieren den ambivalenten Horizont von „Überwachen und Bewachen“, den sie in der klassischen Pastoralmacht und ihrer agrarischen Hirtenmetapher hatten. Sie werden von Forderungen an andere – alle müssen alles in den Kontext der kirchlichen Religion einbringen – zu Anforderungen an die Kirche: Sie werden zur Aufgabe, niemandem und keinem seiner Probleme auszuweichen. Sie werden also von Zumutungen der Kirche an ihre Mitglieder zu Zumutungen der Menschen an die kirchlichen Orte.

Situativ und aufgabenorientiert denken

Die neuen Orte der Pastoral besitzen paradigmatischen Charakter. Sie stehen für eine Kirche der Zukunft. Denn alle zukünftigen Sozialformen der Kirche werden davon ausgehen müssen, dass die Kirche nicht mehr die Herrin über die Partizipationsmotive ihrer eigenen Mitglieder ist und auch nicht mehr werden wird. Das gilt nicht nur für jene neuen Orte, an denen das unübersehbar ist und, im besten Falle, konzeptionell realisiert wird, sondern eben auch für alle jene traditionellen pastoralen Handlungsorte, die sich selbst noch für selbstverständlich halten.

Um mit dieser Situation fertig zu werden, wird die katholische Kirche um eine grundlegende Umstellung ihres Steuerungsinstrumentariums und überhaupt schon ihres Steuerungsdenkens nicht herumkommen. Es wird nicht mehr länger zielführend sein, klassisch modern in Sozialformen und gar noch primär in Über- und Unterordnungskategorien zu denken. Denn dieser (typisch katholische, typisch neuzeitliche) Gestus verlängert die fatale institutionelle wie inhaltliche Selbstverständlichkeitsfiktion pastoraler Orte und bringt sie in einen konzeptionellen Widerspruch zu ihren eigenen Nutzern.

Der eigenen flüssigen Realität unter liquiden Kontextbedingungen wäre es angemessener, situativ, also im doppelten Index von Ort und Zeit, und dabei aufgabenorientiert zu denken und auf dieser Basis dann flexible Sozialformen seiner selbst zu entwickeln und dies in einem offenen Such- und perma-

nenen Evaluationsprozess. In Anfängen ist das an der pastoralen Basis wohl weit mehr der Fall, als theologischer Diskurs und kirchliche Verwaltung wahrhaben wollen.

Auf konzeptioneller Ebene hat die katholische Kirche die Prinzipien eines solchen Umbaus ihres Selbststeuerungsinstrumentariums durchaus zur Verfügung, zuvorderst in der pastoral formatierten Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums und da vor allem im aufgabenorientierten „Zeichen der Zeit“-Begriff, im kirchenkonstitutiven, entklerikalisierten Pastoralbegriff und in der tendenziell inklusivistischen und institutionsrelativierenden Volk-Gottes-Theologie. Aber handlungsbezogen und leider zunehmend auch im theologischen Theoriebereich scheut sie vor den Konsequenzen ihrer eigenen Grundlagennflexion zurück, mittlerweile nicht zuletzt durch Rückeintrag ihrer Angst in die konziliaren Texte selbst.

Damit also die Kirche vor Ort bleiben kann, braucht sie neue Orte, deren Neuheit die tridentinischen Kategorien Über-schaubarkeit, Dauer und religiöser Alleinvertretungsanspruch überschreitet. Die Kirche braucht aber natürlich auch jene Orte, die sie gerade in Neuzeit und Moderne so virtuos bespielt hat, die jetzt aber deutlich an Auszehrung leiden, jene pastoralen Orte, die von traditioneller Gemeinschaftsbildung leben, etwa die Pfarreien.

Es zeigt sich aber auch, was jene alten Orte dringend benötigen, um bestehen zu können: die Einsicht in die strukturell gewordene Selbstlosigkeit kirchlicher Pastoralmacht und in ihre eigene institutionelle Nicht-Selbstverständlichkeit wie in die Nicht-Selbstverständlichkeit der situativen Bedeutsamkeit der Tradition, mithin die Einsicht in ihren unübersteigbaren doppelten Risikocharakter. Denn die „Individualisierung des Außen“ hat schon längst stattgefunden, auch an und in jenen (somit nur scheinbar) alten Orten. Gemeinschaft ist auch im religiösen Feld nirgendwo mehr etwas Vorgegebenes, sondern etwas sich stets neu Bildendes und zu Begründendes, die konkrete Bedeutsamkeit des Glaubens ist auch in den Pfarreien nur in einem offenen Prozess zu entdecken.

Viele differenzierte, vernetzte und konkurrenzfrei agierende Orte

Unter den Bedingungen des religiösen Marktes wird die katholische Kirche viele differenzierte, vernetzte und konkurrenzfrei agierende Orte brauchen, wo sie sich ihrer pastoralen Aufgabe, der konkreten und kreativen Konfrontation von Evangelium und Existenz, stellt. Die zentralen Merkmale vernetzter sozialer Strukturen sind die grundsätzliche Gleichrangigkeit der Vernetzungsknoten, die aufgabenbezogene Vernetzungsflexibilität und die weitgehende Vernetzungsaufonomie, also das weitreichende Recht der einzelnen Orte, die eigenen Vernetzungsstrukturen selbst zu knüpfen und zu lösen. (vgl. *Matthias Sellmann*, Von der „Gruppe“ zum Netzwerk.

Große Räume als Chance für eine durchbrechende Vielfalt kirchlicher Sozialformen, in: Anzeiger für die Seelsorge, Nr. 3/2010, 19ff.)

Die weiterhin anstrebenswerte territoriale kirchliche Basisorganisation wird dann zentrales Element einer selbstlosen Angebotsstruktur der christlichen Botschaft, die auch dorthin geht, wo die Kirche endgültig alle religiö-

ngemeinschaftliche Macht verloren hat. Der theologische Begriff für dieses selbstlose Angebot der wirksamen Nähe Gottes in Wort und Tat aber heißt Gnade. Die bleibenden Aufgaben der Territorialpfarrei wären daher gnadentheologisch zu reformulieren.

Wir erleben gegenwärtig den Anfang vom Ende einer jahrhundertalten Form der Kirchenkonstitution. Es geht um das definitive Auslaufen einer Phase der Kirchengeschichte, in der die Kirche über reale Sanktionsmacht religiöser, politischer, rechtlicher und gesellschaftlicher Art verfügte und ihre Sozialformen sich daher notwendig als selbstverständliche Institutionen entwarfen.

Nun gibt es in Zeiten unübersehbaren Wandels intellektuell kaum etwas Verführerischeres, als das Neue im Horizont der Differenz zum Bisherigen wahrzunehmen. Das verstörende

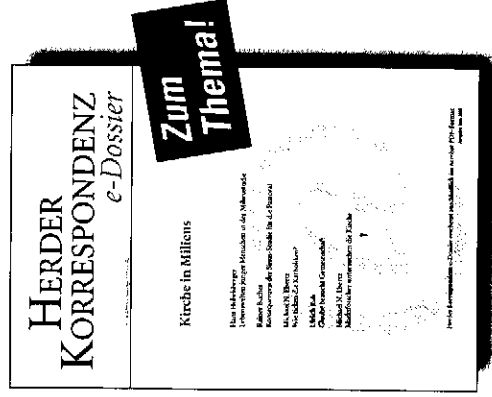
Problem des Neuen liegt nämlich darin, zu seiner Analyse zuerst nur alte Kategorien zur Verfügung zu haben, und diese formulieren notwendig zuerst die Differenz erfahrung zum bisher Gewohnten.

Die Entdeckung von Neuem verläuft normalerweise in drei Phasen: Das Neue als *irritierendes Verlustphänomen* formuliert sich im Problembereich kirchlicher

Konstitution in defizit- und differenzorientierten Konzeptbegriffen wie „lebendige Gemeinde“. Zu deutlich wird hier, dass vor allem benannt wird, was man gerne (wieder) hätte, aber nicht mehr hat, die Differenz erfahrung wird als Wunsch nach ihrer Vermeidung artikuliert.

Die *Anerkennung der Unvermeidlichkeit* des Neuen formuliert sich in unserem Problemfeld zweifach: einerseits im Konzept der Pfarrverbände, Seelsorge Räume oder von Ähnlichem; hier realisiert man das Neue, zieht auch Konsequenzen, schließlich wirkt dieses Konzept, im Unterschied zu jenem der „lebendigen Gemeinde“, auch wirklich praxisverändernd. Freilich denkt man noch sehr systemkonservativ vom Bestehenden her und auf das Bestehende hin. Dass genau diese Strategie das Bestehende nachhaltig liquidiert, ist dabei nicht ohne Ironie. Andererseits und produktiver zeigt sich die Anerkennung der

Herder Korrespondenz e-Dossier



HK e-Dossier, das sind aus verschiedenen jüngeren Heften zusammengestellte Artikel zu aktuellen Themen – als PDF-Datei zum Herunterladen im Internet. Ideal, um sich auf den Diskussionsstand zu bringen.

- Es sind 31 e-Dossiers erschienen. U. a. bieten wir Ihnen an:
 - Kirche in Milieus
 - Missionarische Pastoral in Deutschland
 - Nimmt die Kirche ihre Jugend wahr?
 - Umbauarbeiten in der Pastoral deutscher Diözesen
 - Wozu braucht die Kirche ihre Akademien?

Jede Ausgabe hat einen Umfang von 28 Seiten und kostet € 4,90, zu beziehen über www.herder-korrespondenz.de. Bestellen Sie dort auch unseren kostenlosen Newsletter, mit dem wir Sie laufend über neue Ausgaben informieren.

Jetzt bestellen: www.herder-korrespondenz.de

Unvermeidlichkeit des Neuen aktuell eben auch in der Genese neuer pastoraler Orte, die tatsächlich alte Regeln grundsätzlich übersteigen.

Da nun aber die vielfältigen Praktiken der Basis – wie in postmodernen Zeiten generell – meist innovativer sind als die wissenschaftlichen oder pastoralamtlichen Reflexions- und Konzeptionsdiskurse, wird hier die Schwelle zur dritten Phase in der Verarbeitung des Neuen sichtbar: dem Versuch, *neue begriffliche Konzepte* zur Neuentdeckung des Neuen zu formulieren. Damit stehen wir erst am Anfang.

Vielleicht wäre es ja einen Versuch wert, das letzte Konzil nicht länger als Reformkonzil misszuverstehen, vielmehr als Möglichkeit zu begreifen, das Neue der Gegenwart und der kirch-

lichen Aufgabe in ihr als Neues neu zu entdecken. Das wäre seine geistliche Herausforderung und ein grundsätzlich unabhängig geschlossener Prozess.

Dann aber läge es vielleicht auch nahe, nicht länger auf die tridentinische Sozialtechnologie, sondern auf das geistliche „Exposurekonzept“ des Zweiten Vatikanums zu vertrauen. Das aber besagt: Die Kirche verliert sich nicht im Außen, sondern sie entdeckt sich dort, weil sie dort erkennt, ob, wohin und wie weit ihr Glaube (sie) hier und heute, „in der Welt dieser Zeit(en)“ (GS) trägt. Das scheint im Übrigen auch ein Weg, die überaus schmerzlichen Blockaden in der Entwicklung der katholischen Kirche aufzulösen. Denn nur der pastorale Weg ist noch offen – er ist es aber auch.

Rainer Bucher

Mit Zumutungen verbunden

Die Pfarrei als Netzwerk von Personen, Aktionen und Strukturen

Die ehemalige Monopolstellung der so genannten „Kirchengemeinde“ im Zentrum der Pfarrei ist und bleibt Vergangenheit. An ihre Stelle tritt eine Vielzahl verschiedener Formen des Kircheseins, ein Netz von verschiedenartigen Seelsorgeorten, die sowohl den pastoralen Erfordernissen wie auch den vorhandenen seelsorglichen Begabungen vor Ort entsprechen.

Die Pfarrei gilt nach wie vor neben der Familie als Hauptlernort des christlichen Glaubens und als zentrales Betätigungsfeld für den Glauben. Hier in der Pfarrei als Kirche vor Ort kann

und soll die und der einzelne Gläubige seine Fähigkeiten und Charismen entdecken, entfalten und ausüben, und zwar im Dienst der kirchlichen Sendung beziehungsweise des Aufbaus der Glaubensgemeinschaft, und das heißt wiederum als wechselseitige Hilfe im Christsein. Dazu sind alle Gläubigen kraft ihrer Taufe befähigt und

Sabine Demel (geb. 1962) ist Professorin für Kirchenrecht an der Universität Regensburg. Sie ist Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken und Gründungsmitglied des Vereins für Beratung und Hilfe bei Schwangerschaftskonflikten „Donum Vitae in Bayern e.V.“.

gemäß ihrer je eigenen Stellung in der Pfarrei berechtigt. Und dazu wird in der Regel ein Priester zum Pfarrer bestellt, der diese Gemeinschaft als Hirte leitet.

Doch seit einigen Jahrzehnten stehen die Idee und die Ausgestaltung der Pfarrei auf dem Prüfstand. Hauptursache dafür ist der zunehmende Priestermangel und damit auch Pfarrermandat sowie die knapper werdenden Finanzen in der Kirche. Von daher drängen sich die Fragen auf: Wie kann in der heutigen

Situation die Pastoral gestaltet werden, dass trotz Priestermandats und Geldknappheit Seelsorge flächendeckend und im umfassenden Sinn gewährleistet werden kann? Ist die Einrichtung der Pfarrei für die Kirche wirklich so zentral oder könnte sie nicht durch andere Strukturen ersetzt oder zumindest ergänzt werden, in denen man auch mit weniger Priestern zurechtkommt?

Ein einheitliches und umfassendes Leitungsamt erfordert keineswegs All- und Alleinzuständigkeit

Katholische Kirche versteht sich als Heilssakrament (Lumen gentium Nr. 1; 9; 48; 59), als Instrument Gottes zur Verwirklichung des Heils in der Welt, wie es Jesus Christus verkündet und gelebt hat. Demzufolge ist die Person Jesu Christi Bezugspunkt jedes Dienstes und Amtes in der katholischen Kirche. Freilich fällt diese Bezugnahme auf Jesus Christus hinsichtlich ihrer Intensität unterschiedlich aus. Während sie zum Beispiel beim Amt des Ökonomen eher implizit sein kann, muss sie beim Amt der Religionslehrerin explizit sein. Nicht nur ausdrückliche Bezugnahme, sondern ausdrückliche Bezugnahme in größtmöglicher Dichte, nämlich mit der ganzen Person, ist